

Appenzellerland: 24. April 2010, 01:03

## Wenn Monate ein ganzes Leben prägen



Für das Leben der Wienerin Hedy Holzinger waren die Erlebnisse als «Schweizerkind» prägend; den Kontakt in die Schweiz pflegt sie. *Bild: gbe*

Lindensaal, Heiden, gestern, früher Nachmittag; ich hasse Überraschungen – und doch bereite ich eben eine vor. Tante Hedy weiss nicht, dass ich komme; meine Eltern hat sie darüber informiert, dass sie an einer Reise von «Schweizerkindern» teilnimmt. Aber meine Eltern fahren in den Urlaub, haben keine Zeit für ein Treffen. Derweil Tante Hedys Gruppe die Vernissage der Sonderausstellungen im Dunant-Museum besucht – deren Thema sie gleichzeitig sind.

«Kinderzüge in die Schweiz», lautet der Titel der einen Ausstellung; jener der anderen «Im Feld – von Solferino bis Guantánamo».

\*

Tante Hedy ist also nicht meine richtige Tante; sie ist eines jener «Schweizerkinder», die im Jahr 1949 für drei Monate in die Schweiz kommen konnten. Für Ferien vom harten Nachkriegsalltag in der österreichischen Hauptstadt. 13jährig war sie damals, als sie von meiner Urgrossmutter in der Wasserbrugg in Nesslau aufgenommen wurde. Später kam sie siebenmal an diesen Ort zurück, 1952 für ein halbes Jahr. Wohl deshalb erzählt sie heute von dem alten Toggenburger Haus an der Luterer, als hätte sie dort ihre ganze Kindheit verbracht, geht in Gedanken durch die Räume, erzählt von Farbanstrichen und von der Kammer unterm Dach, in der sie schlafen sollte und nicht konnte. Weil es die ersten Nächte ihres Lebens fern der eigenen Heimat, fern der vier Geschwister und fern der eigenen Eltern waren. Und weil der Bach, die Luterer, so laut rauschte – als Stadtkind war ihr der Bergbach fremd, ja, er flöste ihr Angst ein.

\*

Angst hatte sie auch 1945. Angst vor den alliierten Bombergeschwadern – an das Heulen der Sirenen erinnert sie sich noch gut. Daneben verbreiteten die Nazis, politisch bereits in den letzten Zügen liegend, Gruselgeschichten über die westwärts vorrückende Rote Armee. Die Familie floh, zog dem Vater nach im Sommer 1945, westwärts. Der war während des Kriegs nach Oberösterreich versetzt worden. Dort lebte und litt die Familie zwei Jahre lang. Erst nach dem Krankheitstod einer von Tante Hedys Brüdern zogen die Holzingers wieder ostwärts, in den französischen Besatzungssektor der Donaustadt.

\*

Und dann bot sich dem Mädchen Hedy Holzinger 1949 plötzlich die Chance, für drei Monate in die Schweiz zu fahren. Ins Unbekannte, ins Irgendwo, dorthin, wo Würste in den Suppen lagen, wo die Züge planmässig verkehrten, wo es keinen Luftalarm gab. 31 Stunden war der Zug bis Buchs unterwegs. Dort: Entlausung und Neueinkleidung. «Man hatte Angst», sagt Tante Hedy mit ihren kleinen Augen, «vor Bazillen. – Dabei: So g'fährlich worma goa net!» Sie lächelt.

Dann erzählt sie von meiner Urgrossmutter: Eine strenge und streng religiöse Frau muss sie gewesen sein. Mein Urgrossvater war schon tot. Es lag an ihr, die Familie zusammenzuhalten. Im katholisch-reformierten Grenzgebiet des oberen Toggenburgs hiess das etwa, jeden Morgen in der Adventszeit um sechs Uhr den Rorate-Gottesdienst besuchen. Einmal habe die Urgrossmutter sie sonntags beim Stricken ertappt. Und ihr eine ordentliche Moralpredigt gehalten: «Lismen, am Sonntag! Das geht doch nicht!» Werktags musste das Mädchen Hedy Holzinger mit anpacken in der Sattlerei, die damals mit dem Generationenwechsel auch den Übergang zum Innenausstatter-Geschäft wagte: Tante Hedy half Vorhänge nähen und ging mit, wenn ausgeliefert wurde. Wenn sie dann und wann von der Kundschaft einen Batzen erhielt, legte sie den auf die Seite, so, wie sie auch Schokolade auf die Seite legte, wenn sie welche bekam. Immer habe sie gehofft, so Tante Hedy, dass ein Auto mit österreichischem Nummernschild an der Wasserbrugg vorbeiführe und das Gesparte ihren Geschwistern in Wien überbringe. Doch es fuhr nie ein Wagen nach Wien. Drei Monate später aber fuhr sie. Zurück. Es waren drei Monate, die für ihr ganzes Leben prägend sein sollten. Nicht nur hat sie den Kontakt ins obere Toggenburg nie abbrechen lassen. Heute ist sie es, die helfen kann. Und sie hilft. Kindern aus Siebenbürgen, Rumänien; ihnen ermöglicht sie ähnliche Erlebnisse, eine Auszeit, einmal Ferien in einer andern Welt.

Seit dem neunzigsten Geburtstag meines Grossvaters haben wir uns nicht mehr gesehen, Tante Hedy und ich. Sechs Jahre. Die Überraschung am Rande des Dunant-Jahres gelingt. Die Umarmung ist herzlich und währt lange. Wir lachen. Und als wir uns zwei Stunden später voneinander verabschieden, habe ich viel gelernt: Nicht nur über gelebte Solidarität, wie sie viele Schweizer Familien und das Schweizerische Rote Kreuz lebten. Auch über die Brüchigkeit, über die Schmalheit des Grates, auf dem wir Heidler, Speicherer, Teufner, Herisauer, Nesslauer so selbstverständlich gehen.

\*

Obwohl Jahrgang 1977, habe ich höchstens eine leise Ahnung von Krieg und Elend. Eine leise Ahnung von Hunger und Angst. Nicht etwa, weil ich mich Texten und Bildern, die Krieg und Elend zeigen, verweigerte. Sondern gerade, weil es Bilder sind. Und Bilder bleiben werden. Das Dunant-Museum leistet mit seinen beiden Sonderausstellungen dies: mehr Bewusstsein, grössere Lautstärke für das viele Unsagbare und Unerhörte. Österreich, 1945. Israel, 1967. Kambodscha, 1983, El Salvador, 1990. Tschetschenien, 1995. Solferino, 1859.

Guido Berlinger-Bolt